

es einen Lehrstuhl für ‚protestantische Phänomenologie‘; allerdings ist er einem ehemaligen protestantischen Pastor übertragen, was bei den Nicht-Katholiken Anstoß erregen kann. Die katholischen Universitäten hätten größere Schwierigkeiten, solche Lehrstühle mit Protestanten oder Orthodoxen zu besetzen; aber man könnte solche Professuren oder Institute ohne Schwierigkeit Männern anvertrauen, die unparteiisch und kompetent wären und so Zentren der Begegnung und des Verständnisses schaffen. Wie die Erfahrung zeigt, hat der katholische Glaube von solchen objektiven und unpolemischen Studien durchaus nichts zu fürchten.“ (Juni 1958, 394.)

Elektronengehirne als Prüfungshelfen

In Frankreich wird bekanntlich die Abiturientenprüfung (das *baccalauréat*) nicht an den Höheren Schulen, sondern vor Universitätskommissionen abgelegt, wobei die vom Unterrichtsministerium gestellten Aufgaben für sämtliche Prüfungen gleich sind. Kürzlich hat es nun eine große Aufregung im ganzen Land gegeben, weil eine mathematische Prüfungsaufgabe durch ein Versehen falsch gestellt worden war. Das hat die seit Jahren in Gang befindliche Diskussion über eine Verbesserung der angewandten Prüfungsmethoden neu in Fluß gebracht. Jean-René Vernes, Studienrat am Französischen Gymnasium zu Saarbrücken, berichtet in diesem Zusammenhang in *Le Monde* (Wochenausgabe 1958, 505) über die Verwendung von Elektronengehirnen als Prüfungshelfen. Mit ihrer Hilfe könnte man z. B. die verschiedenen strengen Maßstäbe errechnen, die von den verschiedenen Prüfungsgremien angelegt wurden, und so zu einer größeren Objektivität der Bewertung gelangen. Ähnlich ließen sich mit elektronischen Maschinen die Angaben des *livret scolaire* nachprüfen. Das *livret scolaire* ist ein Buch, das die bisherigen schulischen Leistungen des Kandidaten nachweist und insofern eine wichtige Ergänzung der Prüfungsergebnisse darstellt. Aber auch da wieder ist die Frage, welche Maßstäbe von den betreffenden Schulen und Lehrern bei der Benotung angewandt worden sind. Man könnte, so meint J.-R. Vernes, durch die Maschine errechnen lassen: die Anforderungen, die ein bestimmter Lehrer stellt, indem man den Mittelwert der von ihm gegebenen Noten errechnet; sodann das Leistungsniveau der betreffenden Klasse; und schließlich die Note, die jeder Schüler unter Berücksichtigung der Mittelwerte tatsächlich verdient. Die so errechneten Noten wären dann für die Examinatoren eine Hilfe, um die Zufälligkeiten auszugleichen, die immer bei einer Prüfung vor einer völlig unbekannten Jury gegeben sind. Glücklicherweise vergißt er nicht hinzuzufügen — und das wird manchen Leser erleichtert aufatmen lassen, der seine Kinder schon gefühllosen Prüfungsmaschinen ausgeliefert sieht: die Maschine werde natürlich nie das Urteil des lebendigen Menschen ersetzen können; immerhin vermöge sie wohl einen Beitrag zu leisten, um eine für das ganze Land geltende gleichförmigere Bewertung der Examina zu erleichtern; und — ob uns das behagt oder nicht — die Gleichheit bleibt nun einmal seit den Tagen der Revolution ein Ideal, das den französischen Geist fasziniert.

Um die Lateinkenntnisse der Theologiestudierenden

In den *Acta Apostolicae Sedis* vom 26.—28. Mai 1958 wird ein Schreiben mitgeteilt, das die Kongregation der Seminarien und Universitätsstudien unter dem 27. Oktober 1957 an die Bischöfe der Welt gerichtet hat. Darin wird beklagt, daß die Lateinkenntnisse der Seminaristen, der Theologen und jungen Priester heute oft sehr zu wünschen ließen; selbst leichte Autoren würden in vielen Fällen nicht mehr verstanden. Dabei sei das Latein der Kirche doch in einem besonderen Sinn

„die Sprache des Priesters“ (*linguam esse Sacerdotis insigniter propriam*), und es sei doch immer ein Ehrenpunkt des Klerus gewesen, humanistisch gebildet zu sein. Vor allem aber: ohne gründliche Kenntnis des Lateinischen könnten wichtige Quellen der Tradition nicht voll ausgewertet werden: die Väter, die Konzilien, die klassischen Werke der Theologie; ja, es bestände die Gefahr, daß die gesamten philosophischen und theologischen Studien nur sehr oberflächlich betrieben würden. Die genannte Kongregation hat zwei eigene Schriften herausgebracht, in denen die Stellung der Kirche zur lateinischen Sprache dargestellt wird. Vor allem wird auf die Stimme der Päpste hingewiesen, die sich von Pius IX. an über Leo XIII. bis zu Pius XII. immer wieder zugunsten gründlicher Lateinkenntnisse erhoben hat.

Was kann zur Behebung dieses bedauerlichen Absinkens geschehen? Das Schreiben weist auf folgende Heilmittel hin: Erstens die Lehrerauswahl und Ausbildung; sie sollen, wenn möglich, Hochschulbildung besitzen. Sodann die Lehrmethode. Die Schüler sollen Freude am Lateinischen bekommen. Das erreicht man aber nicht durch einen Unterricht, der mit philologischem Wissenskram überladen ist. Umgekehrt müsse es die jungen Menschen entmutigen, wenn man sie nach zu oberflächlicher grammatischer Vorbereitung an schwere Texte heranzuführt. Zwischen beiden Extremen liege der Weg der vernünftigen Mitte. Was die Autoren betrifft, solle man sich nicht auf die „Klassiker“ beschränken, sondern auch aus den Meistern der gesamten Latinität (*totius Latinitatis*) schöpfen. Das Latein sei keine tote, verstaubte Sprache, sondern bis heute lebendig und habe als solche unter der Leitung der Kirche unsere Kultur aufbauen helfen. Freilich müsse (drittens) genügend Zeit bereitgestellt werden; die Stundenzahl sei oft ungenügend. Der Einwand, man müsse sich nach den staatlichen Plänen richten, wird zurückgewiesen: die Kirche habe zu entscheiden, was sie für die Ausbildung ihrer Priester als unerläßlich ansehe (a. a. O. S. 292–296).

Doppelschicht-Arbeit als soziales und gesundheitliches Problem

Eine amerikanische Wochenschrift veröffentlicht unter dem Titel „America's Moonlight Problem“ ernste Erwägungen über Doppelschicht-Arbeit zur Steigerung des Einkommens. Nach dem Census Bureau soll in den USA auf je zwanzig Arbeitnehmer ein „moonlighter“ kommen. Was sind die Beweggründe der wachsenden Nachfrage nach Doppelbeschäftigung? Die Kosten der Lebenshaltung steigen, ebenso die Steuern, aber auch das Verlangen „dick zu tun“, d. h. auf großem Fuß zu leben. Dazu kommt noch, daß die Arbeitswoche mehr und mehr einschrumpft, die Gestaltung der Freizeit aber das Geldausgeben fördert.

Diese Umstände veranlassen manche, sich nach neuen Erwerbsquellen umzusehen. Wie der amerikanische Bericht meldet, sind die meisten „moonlighter“ anständige und hart arbeitende Leute, die eben danach streben, sich und den Ihren einen höheren Lebensstandard zu verschaffen, als ihr normales Einkommen erlaubt. Ein eigenes Heim, Wagen, Fernsehgerät und manches andere sind Annehmlichkeiten, die jede für sich nicht nur berechtigt, sondern auch erreichbar wären, aber zusammen genommen den Haushalt überlasten. Das geht nicht ab, ohne Anleihen aufzunehmen, bzw. auf Borg zu kaufen. Dann fressen die Hypothekenzinsen und andere Zinsen wöchentlich und monatlich von vornherein so und so viel vom Lohn auf. Das Beispiel eines gutbezahlten Facharbeiters: Er verdiente 175 Dollar die Woche, wenn er voll beschäftigt war, das sind 700 Dollar im Monat. Er ist verheiratet und hat drei Kinder. Und doch reichte der Lohn nicht. Hypothekenzinsen, andere Ausgaben für den Wagen und dann noch dieses und jenes — kurz, es kam so weit, daß der Mann einen Nebenverdienst suchte, nach dem vollen gewöhnlichen